



Alljährliches Blatt.

Nr. 8.

Samstag

den 21. Februar

1835.

Am Sarge meines Bruders Thaddäus.

Seht an das Kind: — wer immer ihm begegnet,
Es langt nach ihm, und lächelt hold ihn an;
Glückselig Kind, wie reich bist du gesegnet:
Für Lieb' ist nur dein Herzlein aufgethan!

Und Jeder ist dein Du, und wer dich immer
Blebsosend auf verschränkten Armen wiegt,
Wie sorglos ach! in holdem Liebeschimmer
Die leichte Last sich in die Arme schmiegt!

Du reiches Kind, willst du kein Bettler werden,
So stirb geschwind und wachse ja nicht auf!
Zwei schlimme Feinde droh'n der Lieb' auf Erden:
Die Einsicht lauert und der Tod darauf.

Die Einsicht tritt dem Manne ernst entgegen,
Und deutet ihm den schönen Weltverkehr,
Das tolle Rennen auf des Unsinns Wegen,
Das Schattenhaschen, und der Uebel mehr.

Das leere Thun und all' das ekle Streben,
Den falschen Sinn an aller Liebe bar,
Und des Geschlechtes würdeloses Leben,
Sie legt' ihm hell das schlecht Verhüllte dar.

Und Tausende von den geliebten Wesen
Streichet aus der Brust ein Zug in Thränen da.
Verwundet Herz, du sollst noch halb genesen:
Ein Weib, ein Freund, ein Bruder blieb dir ja!

Da kommt, du armes Herz, der Tod gegangen,
Und legt von deinem kargen Menschenrest
Geschloßnes Aug's und mit erbleichten Wangen
Dir einen nach dem andern in sein Nest. —

So steh' auch ich an deiner theuren Leiche,
Mein brüderlicher Freund, in tiefem Schmerz!
Was immer ich im Leben noch erreiche, —
Von wenig Herzen starb auch mir ein Herz!

Bernimm im Sarg dieß letzte meiner Worte,
Es steige mit dir in das Licht empor,
Und töne lieblich dir an sel'gem Orte
Als Liebeszeugniß ewig in das Ohr!

Franz von Hermannsthal.

Was wußten die Alten von Amerika?

(Beschluß.)

Es ließ sich erwarten, daß in der Schule von Alexandrien, auf welche manche der Vorstellungen und Traditionen, welche das geheimnißreiche Aegypten in seinen Heiligthümern aufbewahrt, übergegangen waren, die verworrene Kunde der ältesten Zeiten von einer in jenen Strichen des Oceans gelegenen großen Insel nicht ganz verklungen seyn werde. Eratosthenes, ein alexandrinischer Philosoph des dritten Jahrhunderts vor Christus, glaubte, wie Strabo von ihm erzählt, ohne die ungeheure Ausdehnung des atlantischen Meeres könnte man leicht von Spanien nach Indien schiffen. — Indien, und immer Indien! Was sollte der Ausdruck hier bedeuten? Man weiß, wie schwankend der Be-

griff des Wortes bei den alten Schriftstellern ist, selbst bei den gelehrtesten Geographen. Das mittägliche Asien, Arabien, Aethiopien, alle jenseits des Atlas gelegenen Länder Afrika's heißen bei ihnen Indien. Es ist allerdings wohl möglich, daß bei der eben angeführten Aeußerung das eigentlich sogenannte Indien gemeint ist. Glaubte ja Columbus selbst, als er nach Westen fuhr, nach Ostindien zu gelangen, und die von ihm aufgefundenen Völker heißen ja noch jetzt Indier.

Wären uns die Alterthümer von Tyrus und Carthago besser bekannt, wüßten wir mehr von jener durch den Sieger gewaltsam zerstörten Cultur, so wären wir besser im Stande, als wir es jetzt sind, die Aehnlichkeit zu würdigen, welche man zwischen den alten mexikanischen Basreliefs und wenigen phöniciischen Monumenten bemerkt. Die Griechen und die Römer machten nur zu Land Entdeckungen und kamen fast nie über das Becken ihres Mittelmeers hinaus. Nur die punischen Flotten wägen es, den Ocean selbst zu beschiffen; wenn aber auch mehr von diesem Volke auf uns gekommen wäre, so dürften wir uns doch bei ihm nach keinen umständlichen Berichten über seine Unternehmungen zur See umsehen. Tyrus und Carthago machten ein Geheimniß aus ihren weiten Reisen, aus ihren Handelswegen zur See; Strabo macht ihnen Vorwürfe wegen dieser Eigenschaft, von der wir übrigens auch in der neuern Zeit bei seefahrenden Nationen Beispiele erlebt haben. Soviel wissen wir, daß sie im Seewesen immer weit vor den übrigen Völkern voraus waren; die Carthaginienser haben bestimmt Afrika umschifft, und so konnten sie nimmermehr, wie Virgil, ja sogar wie Alexander, den Nil mit dem Indus verwechseln. Manche damals gangbare Irrthümer konnten sie nicht theilen, obgleich sie vielleicht selbst zur Verbreitung derselben beitrugen; vom eigentlichen Umfang ihrer geographischen Kenntnisse, namentlich westwärts, wissen wir aber rein nichts.

Vergebens würden wir uns bei ihren Siegern Rath's erholen wollen. Rom hatte genug zu thun, seine drei Welttheile zu erobern und zu behaupten, schwerlich sah es sich nach einem vierten um. Griechische Cultur wanderte in Rom ein und Cicero sprach den griechischen Philosophen nach, was sie von den Antipoden zu sagen wußten. Unter August's Regierung fabelt der Geograph Strabo viel über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, was aber der nähern Betrachtung kaum werth ist, und zu derselben Zeit beschreibt Diodor von Sicilien in rhetorischem Styl eine gewaltige, reiche Insel, die er gegen West, Afrika gegenüber setzt; die Phöniciier sollen die Insel entdeckt, diese aber die Etrusker, ihre Nebenbuhler zur See, daraus vertrieben und sich das Land als einen Zufluchtsort in Zeiten der Noth vorbehalten haben. Es ist nur

Schade, daß er nicht viel mehr von dieser Insel zu sagen weiß, als was man bei Plato liest. Der römische Schriftsteller Aelian gedenkt einer ähnlichen phantastischen Erzählung des Geschichtschreibers Theopompus, dessen Werke nicht auf uns gekommen sind, und dessen ein Zeitgenosse Alexanders des Großen war; der gelehrte Niederländer, Jacob Perizonius (im siebzehnten Jahrhundert), ist der Ueberzeugung, mit dieser fabelhaften Insel sei nichts anders gemeint als Amerika.

Der Geograph Pomponius Mela, unter Kaiser Claudius, schreibt wohl bloß den Griechen nach, wenn er sagt: »Die ganze bewohnbare Erde hat dieselben Jahreszeiten, aber zu verschiedener Zeit. Die Antichthonen (die Bewohner der Gegenerde) bewohnen die eine Hälfte, wir die andere.« Anderswo erzählt er, daß einige Indier an der Küste von Germanien an's Land geworfen worden seien; waren dieß Indier von der Seite des Oceans herüber, oder waren es, wie Manche meinen, Lappen? Plinius, der Aeltere, nimmt auch Antipoden an, fragt aber so wenig als die Andern darnach, was für Länder, bewohnt oder nicht, jenseits des westlichen Meeres liegen mögen. Thule, die selbst fabelhafte nordische Insel, ist auch ihm die Gränzmark der Welt. Indessen scheint sich doch schon damals der Begriff von einer zweiten Halbkugel sehr verbreitet zu haben; so sagt der heil. Clemens, der Schüler der ersten Apostel, in seinem Brief an die Korinther: »das Meer, über das die Menschen nicht schiffen können, und die Welten, die jenseits liegen, gehorchen den Geboten Eines Gottes.«

Seneca, oder der Verfasser der dem Seneca zugeschriebenen Trauerspiele, wagt es, die Hoffnung auszusprechen, daß man einst über diesen Ocean hinübergelangen werde; der Chor im zweiten Act der Medea schließt damit, daß er eine neue Welt prophezeit und jene Thule nicht mehr als Gränzstein des Landes anerkennt. Die in der gelehrten Welt vielbesprochene Stelle lautet so:

Nach langer Jahre Ablauf kommt die Zeit,
Wo alle Bande löst Oceanus,
Und schrankenlos die Erde offen liegt;
Wo Thetis neue Welten sich entdeckt,
Und Thule nicht mehr ist das letzte Land.

Bekanntlich bezogen sich die Spanier seit der Entdeckung von Amerika immer mit Stolz auf diese Verse ihres Landsmanns, des Poeten von Cordua, und gaben sie fast für eine wunderbare Prophezeiung aus, daß die neue Halbkugel durch ihre Schiffe entdeckt, durch ihre Waffen erobert werden würde. Bei Seneca kommt aber noch eine andere, nicht so oft citirte Stelle vor, welche vielleicht nicht weniger Beachtung verdient. Sie befindet sich in der Einleitung zum ersten Buch der quaestiones naturales, und lautet so: »Der Philosoph verachtet die engen Schranken

des irdischen Wohnplatzes; wie lange braucht man auch von der Abendküste Spaniens nach Indien? wenige Tage mit gutem Wind.“ Vielleicht meint er hier nur die Canarien, die glückseligen Inseln, wo sich schon Sertorius niederlassen wollte, und von denen die Römer in ihrer Unwissenheit immerhin usque ad Indos sagen konnten, weil sie so ziemlich alle unbekanntes Völker Indier nannten. Indessen trägt ein bekannter Astronom, Hr. von Zach, in seinen astronomischen Briefen (1826) kein Bedenken, diese Stelle des Seneca als einen Beweis anzusehen, daß man schon damals häufig, und ziemlich rasch, von Spanien nach Amerika fuhr. Sollte etwa Spanien, das lange der punischen Herrschaft unterworfen gewesen war, zu jener Zeit das Geheimniß der carthagischen Schiffer gekannt und für sich behalten haben?

Kurze Zeit nach Seneca, der eines der Erdbeben, welche Pompeji und Herculaneum erschütterte, noch erlebt und beschrieben hat, wurden diese zwei Städte vom Vesuv verschüttet, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufzuerstehen beginnen. Ein Gemälde, das erst im Jahre 1830 in Pompeji entdeckt worden ist, könnte sich vielleicht auf den Punct beziehen, dessen Spuren wir hier durch das Alterthum verfolgt haben, auf jene Ahnung, jene verworrene Kunde von einer zweiten Hemisphäre. Man sieht darauf die drei Welttheile, welche die Alten kannten, personificirt: Europa als königliche, reich geschmückte, auf einem Thron sitzende Figur, Asien als Frauengestalt, die eine Elefantenhaut mit Rüssel und Stoßzähnen über Kopf und Schultern trägt; Afrika als Negessin; die beiden letztern stehen rechts und links von der Europa und scheinen der Befehle der Herrscherin gewärtig. Hinter den drei Figuren entfernt sich ein großes Fahrzeug mit geschwellten Segeln von der Küste. Was bedeutet dieß? Als das Gemälde im neapolitanischen Museum aufgestellt wurde, erklärten es die gelehrten Ausleger für eine Allegorie und fragten: Was sucht das Schiff, das sich von der Gruppe der damals bekannten Welttheile abwendet und sich anschickt, den von den Geographen beschriebenen Kreis zu überschreiten? Hat es vielleicht die Kunde vernommen von einem namenlosen Strand, von neuen Ländern, welche jenseits diese Bogen begränzen, auf die es sich hinauswagt, diesen abendlichen Ocean, der lange Zeit das mare tenebrosum, die finstere See hieß? Hat nicht vielleicht der Künstler durch dieses segelnde Schiff, das sich auf unbetretene Pfade wagt, andeuten wollen, daß man den vierten Welttheil nicht abzubilden vermöge, weil man ihn nicht kenne, daß man ihn erst noch zu suchen habe? Haben die Ausleger recht gerathen? Hat diese Hypothese einige Wahrscheinlichkeit? Da die alte Geschichte der neuen Welt

noch so sehr dunkel ist, so müssen wir es der Zeit oder irgend einer unverhofften Entdeckung überlassen, sie zu bestätigen oder zu widerlegen.

Apulejus, der unter den Antoninen lebte (im zweiten Jahrhundert n. Ch.), übersetzte eine Abhandlung: von der Welt, die man dem Aristoteles zugeschrieben hat, die aber wohl sicher bedeutend jünger ist, in's Lateinische. Es wird darin behauptet, es gebe mehrere Continente, wie der, den Europa, Asien und Afrika bilden. »Die meisten sind der Meinung, der Erdkreis bestehe aus einem Festland und aus Inseln; sie wissen wohl nicht, daß unser ganzes Land, vom atlantischen Ocean umgeben, selbst nichts anderes als eine Insel ist. Und wir glauben, man würde weit weg viele andere Inseln finden, eben so groß, oder kleiner oder größer, deren Küsten den unsrigen gegenüber liegen.« — Den Begriff des Wortes antiportmoi, das hier gebraucht ist, drückte man im Mittelalter durch antinsulae, Antillen aus. — Apulejus macht zu obiger Stelle die Bemerkung: »Ist es zu verwundern, daß wir sie, jene Inseln, noch nicht kennen, da wir ja diejenige, auf der wir wohnen, noch nicht ganz erforscht haben?« Die kugelförmige Gestalt der Erde war längst bekannt, oder vielmehr angenommen, und im gemeinen Leben sagte man, wie sich auch Apulejus ausdrückt, orbis terrarum, der Erdkreis. Mußte man sich also nicht nach der andern Halbkugel umsehen? Konnte man glauben, sie sei völlig bedeckt von den Fluthen des unfruchtbaren Oceans, wie sich die Poeten ausdrückten? Proclus, ein Neuplatoniker des fünften Jahrhunderts, deutet zwar, wie seine ganze Schule, die Atlantis des Plato allegorisch; indessen gibt er in seinem schätzbaren Commentar zum Timäus zu, daß, wenn die Erde eine Kugel ist, eine der dießseitigen ähnliche Insel im großen Ocean liegen müsse. Gegen diesen einfachen Schluß erhoben sich vergeblich der h. Augustin, Lactantius und die Päpste; dieselbe Idee hatte bereits der große Geist des Aristoteles aufgefaßt, der oben genannte Proclus und gleichzeitige Schriftsteller, wie Macrobius und Marcianus Capella, sprachen sie im fünften Jahrhundert aus, und man begnügte sich damit, ihnen nachzusprechen, bis zum Schluß des fünfzehnten.

Wir haben hier nur ganz summarisch die Begriffe des griechischen und römischen Alterthums von der andern Hälfte der Welt zusammenstellen wollen, und wir untersuchen daher nicht, ob es wahr ist, daß die Chinesen bereits um die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Amerika besucht haben, noch wer jener weiße, bärtige, schwarz gekleidete Mann (Quetzalcoatl) seyn mag, von dem die Mexikaner selbst aus grauer Vorzeit zu erzählen wußten; auch die Geschichte von der alten Bildsäule auf einer der Azoren, welche mit dem Finger gegen Westen wies, lassen wir auf sich

beruhen. Wenn dem auch wirklich so ist daß die Nor- männer im zehnten Jahrhundert Grönland entdeckt, und selbst auf Newfoundland Niederlassungen, ihr *Wintland* gegründet haben, so berührt dies den Punct, von dem wir ausgegangen: die Aehnlichkeit der alten mexikanischen Alterthümer mit phöniciſchen und ägyptiſchen Kunstwerken, ſo wenig, als die Spuren einer frühern Bekanntschaft mit Amerika von Seiten euro- päiſcher Völker, welche man in den bekannten Seelar- ten des Venetianers Andreas Bianco und des Nürn- bergers Martin Behaim zu finden glaubt.

Wie es immer geht, die Luſt am Wunderbaren und leichtgläubige Neugierde haben auch hier den Schleier, der die Wahrheit bedeckt, nur noch dichter ge- macht. Man hat auf mexikanischen Steinen beſtimmt phöniciſche Charaktere, ja ſogar griechiſche Buchſtaben erkennen wollen; man weiß genau anzugeben, in wel- chem Jahr Herkules in Amerika an's Land geſtiegen, und hat an der Küſte von Guatimala eine römische Wasserleitung aufgedeckt; ja, erſt kürzlich hat einer unter einem ruinirten Fort auf einer der unermößlichen Ebenen im Norden eine Münze von Antoninus Pius gefunden. Nach dieſen Vorgängen wird man bald zu Patanke oder Mittla römische Inſchriften finden, denen gleich, wie ſie die engliſchen Touriſten von Memnon's Koloß in ihre Memorandenbücher abſchreiben: *L. Trebonius hic ſui*, oder *C. Numerius hic ſui*. Vorerſt aber wollen wir uns begnügen, die mexikani- ſchen Monumente, deren Aechtheit nicht verdächtig iſt, jene Pyramiden, Brücken, Statuen, Baſreliefs und Palläſte, zu prüfen und zu ermitteln, in wiefern ſie auf die Cultur der ſogenannten alten Welt hinüber- weiſen.

Der zufällige Schatzgräber.

Das Journal des Flanders erzählt nachſtehende, etwas fabelhaft klingende Geſchichte, verſichert aber, daß dieſelbe nichts deſtoweniger wahr ſei. Das Glück hat einem armen Holzhauer gelächelt. Dieſer Mann verfolgte einen verwundeten Hasen, und ſah dieſen plötzlich in einem von wilden Kaninchen ausgehöhlten Loche am Fuße einer Eiche verſchwinden. Der Holz- hauer erweiterte die Deſſnung, in der Hoffnung, ſo ſeine flüchtige Beute zu erwischen. Er arbeitete mit ſeiner Schaufel emſig und eifrig. Nachdem er die Erde drei Fuß tief ausgegraben hatte, ſtößt er auf eine Waſe von Thon, er macht ſie von dem ſteinigten Boden los, und nimmt ſie ganz betrübt aus dem Loche. Ein wohl- bekanntes Märchen erfüllte ſich an dem armen Holz-

hauer; er ſchlägt den Thonkrug entzwei, indem er über ſeine verfehlte Jagd klagt, und, o Wunder! Gold- ſtücke in Menge rollten zu ſeinen Füßen, die er ſchnell ſammelt, und nach Hauſe trägt. Am andern Morgen fand man, daß dieſe Münzen vom reinſten Golde, und im 16ten Jahrhunderte von den Spaniern geſchlagen waren. Dieſes ſonderbare Ereigniß begab ſich mitten im Walde der Abtei von Aſſigham.

Das Neueste und Interessanteste

im Gebiete

der Kunst und Industrie, der Länder- und Völkerkunde.

Eine brillante Ausſicht für heirathsluſtige Frauen- zimmer. In den engliſch-öſtindischen Zeitungen ſin- det ſich eine curioſe Anzeige. Der König von Lucknow hat ſeinen Wuſch in den Journalen bekannt gemacht, eine Engländerinn zu heirathen. Es ſollen ihr alle Eh- renbezeugungen als Königin erwiſen werden, allein ſie muß ein Vermögen von 50 Laſt Rupien (etwa 6,900,000 fl.) in die Ehe bringen. — Da es von Sei- ten Sr. Hoheit des Moguls offenbar nicht ſowohl ge- rade auf eine Engländerinn, als vielmehr überhaupt auf eine Europäerinn abgeſehen iſt, ſo wäre es mög- lich, daß man eine glückliche Schöne Deutschlands als Königin von Lucknow begrüßen dürfte!!

A n e k d o t t.

Bei der im Jahre 1831 im nördlichen Deutſch- land um ſich gegriffenen Cholera hatte bekanntlich in * * * ein brodloſer Schneidergeſelle die Finanzſpecula- tion gemacht, ſich ſo täuſchend wie ein Cholerafranker zu ſtellen, daß er in eine der Heil-Anſtalten gebracht, dort einige Tage verpflegt, und demnächſt, da er ſich nicht kränker zeigte, als hergeſtellt wieder entlaſſen wurde.

Da ihm dieſe Spiegelſechtereſei geglückt, wieder- derholte er ſie ſo lange mit gleich glücklichem Erfolge, bis auch an ihm ſich das Sprichwort bewährte: »Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis ee bricht.« Er erhielt zwar auch freies Quartier, aber nicht in einer Heil-Anſtalt, ſondern im Gefängniſſe, und mit einer Beſtätigung, die ſelbſt den, der kein Koſtverächter iſt, nicht reizen kann.

Einem Referendar wurde die Unterſuchung wider dieſen Schwindelmacher übertragen.

Er bildete aus den darüber aufgenommenen Ver- handlungen ein Actenſtück, und rubricirte ſolches:

Acta des . . . Gerichts in Unterſuchungsſachen wider den Schneidergeſellen

N. N.

wegen unbefugten Anmaſſens der Cholera.